



Otessa Moshfegh

# Mein Jahr der Ruhe und Entspannung

Roman

Aus dem Englischen  
von Anke Caroline Burger

**liebeskind**

## *Eins*

WURDE ICH WACH, tagsüber oder nachts, durchquerte ich das helle Marmorfoyer unseres Hauses und ging die paar Schritte zur Bodega um die Ecke, die immer geöffnet hatte. Ich kaufte zwei große Kaffee mit Milch und jeweils sechs Stück Zucker, trank den ersten schnell im Aufzug hoch zu meiner Wohnung und den zweiten dann in aller Ruhe, während ich Filme schaute, Animal Crackers aß und Trazodon und Ambien und Nembutal schluckte, bis ich wieder einschlief. Auf diese Weise verlor ich jegliches Zeitgefühl. Tage vergingen. Wochen. Ganze Monate. Wenn ich dran dachte, bestellte ich mir etwas beim Thai gegenüber oder einen Thunfischsalat beim Diner an der First Avenue. Beim Aufwachen fand ich Nachrichten auf meiner Mailbox vor, in denen mir Termine beim Friseur oder im Spa bestätigt wurden, die ich im Schlaf gebucht hatte. Ich rief immer zurück, um die Termine abzusagen, aber nur widerwillig, weil ich eigentlich mit niemandem sprechen wollte.

Zu Beginn dieser Phase ließ ich meine schmutzige Wäsche noch einmal pro Woche abholen und sauber wieder zurückbringen. Das Rascheln der aufgerissenen Plastikfolie im Luftzug vom offenen Wohnzimmerfenster tat mir gut. Ich liebte den Geruch der frischen Wäsche beim Eindösen

auf dem Sofa. Aber nach einer Weile wurde es mir zu anstrengend, die schmutzigen Sachen einzusammeln und in einen Wäschesack zu stopfen. Und die Geräusche von Waschmaschine und Trockner in meiner Wohnung störten mich beim Schlafen. Deswegen warf ich meine gebrauchten Unterhosen einfach weg. Die alten Slips erinnerten mich sowieso nur an Trevor. Eine Zeit lang kamen geschmacklose Dessous von Victoria's Secret mit der Post – gerüschte Stringtangas in Fuchsie und Limette, Teddys und Baby-Doll-Hemdchen, jedes einzeln in durchsichtiges Plastik verpackt. Ich stopfte die ungeöffneten Plastikbeutel in den Schrank und verzichtete ganz auf Unterwäsche. Gelegentlich trafen Päckchen von Barneys oder Saks mit Herrenpyjamas oder anderen Sachen ein, an deren Bestellung ich mich nicht erinnern konnte – Kaschmirsocken, bedruckte T-Shirts, Designerjeans.

Ich duschte höchstens einmal pro Woche. Ich hörte auf, mir die Augenbrauen zu zupfen, die Oberlippenhärtchen zu bleichen, die Bikinizone zu wachsen, die Haare zu bürsten. Keine Feuchtigkeitscreme, kein Peeling. Kein Rasieren. Ich verließ die Wohnung nur noch selten. Alle Rechnungen wurden automatisch von meinem Konto abgebucht. Die Grundsteuer für mein Apartment und das alte Haus meiner verstorbenen Eltern auf dem Land hatte ich für das ganze Jahr im Voraus gezahlt. Die Zahlungen der Mieter dort wurden mir jeden Monat direkt aufs Girokonto überwiesen. Solange ich noch jede Woche bei der voll automatisierten Hotline des Jobcenters anrief und »I« für »ja« drückte, wenn die Computerstimme mich fragte,

ob ich ernsthafte Anstrengungen unternommen hätte, eine neue Stelle zu finden, ging auch das Arbeitslosengeld ein. Das reichte für die Zuzahlung zu meinen Medikamenten und die Einkäufe bei der Bodega. Außerdem besaß ich Aktien. Der Finanzberater meines verstorbenen Vaters kümmerte sich um meine Geldanlagen und schickte mir vierteljährliche Abrechnungen, die ich nie las. Auf dem Sparkonto hatte ich auch Geld – genug, um ein paar Jahre davon zu leben, solange ich nichts allzu Extravagantes unternahm. Obendrein hatte ich einen großzügigen Kreditrahmen auf meiner Visakarte. Um Geld machte ich mir also keine Sorgen.

Meinen »Winterschlaf« begann ich Mitte Juni 2000. Ich war sechsundzwanzig Jahre alt. Durch eine kaputte Lamelle in der Jalousie sah ich zu, wie der Sommer starb und der Herbst kalt und grau wurde. Meine Muskeln verkümmerten. Meine Bettwäsche verfärbte sich gelb, auch wenn ich meistens vor dem Fernseher auf dem weiß-blau gestreiften Sofa von Pottery Barn einschliefe, das in der Mitte durchhing und voller Kaffee- und Schweißflecken war.

In meinen wachen Stunden schaute ich hauptsächlich Filme. Fernsehen hielt ich nicht aus. Besonders am Anfang regte mich das Fernsehen noch viel zu sehr auf, und ich drosch wie eine Besessene auf der Fernbedienung herum und schaltete von einem unerträglichen Programm zum nächsten. Die einzigen Nachrichten, die ich verkraftete, waren die Schlagzeilen der Gazetten in der Bodega. Wenn ich meinen Kaffee bezahlte, warf ich einen kurzen Blick darauf: Wer wird Präsident, Bush oder Gore? Jemand

Wichtiges war gestorben, ein Kind entführt worden, ein Senator hatte Geld gestohlen, ein berühmter Sportler hatte seine schwangere Frau betrogen. In New York City war so einiges los – wie immer –, aber nichts davon ging mich etwas an. Das war das Schöne am Schlafen – die Realität hatte nichts mehr mit mir zu tun und spielte für mein Bewusstsein keine größere Rolle als ein Film oder ein Traum. Es fiel mir leicht, alles zu ignorieren, was mich nichts anging. Die U-Bahnfahrer streikten. Ein Hurrikan zog auf und wieder ab. Es spielte keine Rolle. Aliens hätten landen, eine Heuschreckenplage hätte einfallen können, und ich hätte es zwar bemerkt, mir aber nicht den Kopf darüber zerbrochen.

Wenn ich Medikamentennachschub brauchte, machte ich mich auf den Weg zu Rite Aid, drei Blocks weiter. Das war jedes Mal eine echte Qual. Der Gang die First Avenue hoch ließ mich erschauern. Ich war wie ein neugeborenes Baby – die Luft tat weh, das Licht tat weh, alles wirkte grell und feindselig. Nur an diesen Exkursionstagen behalf ich mir mit Alkohol – ein Wodka, bevor ich loszog und an all den kleinen Bistros und Cafés und Läden vorbeikam, in denen ich früher oft gewesen war, als ich noch so getan hatte, als würde ich ein Leben führen. Ansonsten versuchte ich möglichst, mich nicht weiter als einen Block von meiner Wohnung zu entfernen.

In der Bodega arbeiteten lauter junge Ägypter. Abgesehen von meiner Psychiaterin Dr. Tuttle, meiner Freundin Reva und den Portiers bei mir im Haus waren die Ägypter die einzigen Menschen, mit denen ich regelmäßig zu tun

hatte. Sie sahen relativ gut aus, einige mehr als andere. Kantiger Kiefer, männliche Stirn und buschige, raupenartige Augenbrauen. Bei allen hatte man den Eindruck, sie trügen Kajal. Ich schätzte, es gab ein halbes Dutzend von ihnen – Brüder oder Cousins wahrscheinlich. Ihr Kleidungsstil stieß mich ab. Sie trugen Fußballtrikots, Motorradlederjacken, Goldkettchen mit Kreuzen daran, hörten Z100 im Radio und hatten null Sinn für Humor. Anfangs, als ich neu in der Gegend war, wollten sie noch mit mir flirten, sogar ziemlich aufdringlich. Aber seit ich zu unmöglichen Uhrzeiten mit schlafverklebten Augen und verkrusteten Mundwinkeln in den Laden geschlurft kam, versuchten sie nicht mehr, meine Zuneigung zu gewinnen.

»Du hast da was«, sagte der Ägypter an der Kasse eines Morgens zu mir und deutete mit langen braunen Fingern auf sein Kinn. Ich winkte nur ab. Später entdeckte ich, dass ich im ganzen Gesicht Zahnpasta hatte.

Nachdem ich ein paar Monate lang immer ungepflegt und verschlafen bei ihnen aufgekreuzt war, fingen sie an, mich »Boss« zu nennen, und verkauften mir einzelne Zigaretten zu fünfzig Cent das Stück, wenn ich darum bat, was häufiger vorkam. Ich hätte mir meinen Kaffee natürlich auch woanders holen können, aber ich mochte die Bodega. Sie war in der Nähe, der Kaffee schmeckte immer gleich schlecht, und ich brauchte mich über niemanden zu ärgern, der ein Brioche oder einen Latte ohne Schaum bestellte. Keine Kinder mit Rotznasen oder schwedischen Au-pairs. Keine sterilen Geschäftsleute, keine verliebten Paare. Der Bodega-Kaffee war Kaffee für die Arbeiter-

klasse – Kaffee für Portiers, Paketboten, Putzfrauen, Handwerker und Kellner. Im Laden roch es nach billigen Reinigungsmitteln und blühendem Schimmel. Die beschlagene Kühltruhe war verlässlich mit Eis am Stiel und Eiscrème in Plastikbechern gefüllt. In den durchsichtigen Plexiglasfächern über dem Ladentisch lagen Kaugummis und Süßigkeiten. Nie veränderte sich etwas: ordentlich aufgereihete Zigaretten, rollenweise Rubbellose, zwölf verschiedene Sorten Wasser, Weißbrot, eine Auslage mit Wurst und Käse, aus der nie etwas gekauft wurde, ein Tablett mit trockenen portugiesischen Brötchen, ein Korb mit plastikverpacktem Obst, eine Wand voller Zeitschriften, die ich mied. Mehr als die Schlagzeilen der Zeitungen wollte ich nicht lesen. Ich hielt mich von allem fern, mit dem sich mein Verstand beschäftigen, das Neid, Angst oder Sorge bei mir auslösen könnte, und guckte nicht nach rechts oder links.

In regelmäßigen Abständen tauchte Reva mit einer Flasche Wein bei mir zu Hause auf und bestand darauf, mir Gesellschaft leisten zu wollen. Ihre Mutter starb gerade an Krebs. Das war einer von vielen Gründen, warum ich sie lieber nicht sehen wollte.

»Hast du etwa vergessen, dass ich vorbeikommen wollte?«, fragte Reva dann, schob sich an mir vorbei ins Wohnzimmer und schaltete das Licht an. »Das haben wir gestern Abend abgemacht, weißt du noch?«

Ich rief gern bei Reva an, wenn die Wirkung des Ambien oder Luminal gerade einsetzte. Sie berichtete, ich wolle immer nur über Harrison Ford oder Whoopi Goldberg



reden, wogegen sie prinzipiell nichts habe. »Gestern Abend hast du mir die ganze Handlung von *Frantic* erzählt. Außerdem hast du die Szene nachgespielt, wo sie mit dem Kokain im Auto sitzen. Du hast gar nicht mehr aufgehört.«

»Emmanuelle Seigner ist einfach genial in dem Film.«

»Genau das hast du gestern Abend auch gesagt.«

Wenn Reva aufkreuzte, war ich genervt und erleichtert zugleich, so, wie man sich fühlen würde, wenn einen jemand beim Selbstmord stört. Natürlich war das, was ich da machte, kein Selbstmord. Im Gegenteil. Mein Winterschlaf diente der Selbsterhaltung. Ich glaubte, er würde mir das Leben retten.

»Ab unter die Dusche«, sagte Reva und verschwand in der Küche. »Ich bring den Müll raus.«

Ich liebte Reva, aber gern hatte ich sie nicht mehr. Wir waren seit der Uni befreundet, schon so lange, dass wir außer unserer Geschichte nichts mehr gemeinsam hatten. Uns verband ein komplexer Kreislauf aus Missgunst, Erinnerungen, Eifersucht, Ablehnung und ein paar Kleidern, die ich Reva ausgeliehen hatte und die sie mir irgendwann gereinigt zurückbringen wollte, es aber nie tat. Sie war Sekretärin bei einem großen Versicherungsmakler in Midtown, Einzelkind und Fitnessjunkie, hatte ein rotes Muttermal in der Form von Florida auf dem Hals und kaute so viel Kaugummi, dass sie sich damit den Kiefer kaputt machte und ihr Atem immer nach Zimt und grünem Apfel roch. Sie kam oft zu Besuch, räumte sich einen Sessel frei, äußerte sich abfällig über den Zustand der Wohnung, erklärte, ich hätte schon wieder abgenommen, und be-

schwerte sich über ihre Arbeit. Dabei füllte sie ihr Weinglas nach jedem Schluck nach.

»Diese Leute schaffen es einfach nicht, sich mal in mich hineinzusetzen«, klagte sie. »Für die ist es selbstverständlich, dass ich immer gut drauf bin. Und dann glauben diese Arschlöcher auch noch, dass sie alle Untergebenen wie den letzten Dreck behandeln können. Und ich soll immer nur kichern und süß aussehen und ihnen die Faxen verschicken? Die können mich mal. Sollen sie doch 'ne Glutze kriegen und in der Hölle schmoren.«

Reva hatte eine Affäre mit ihrem Chef, Ken, einem nicht mehr ganz jungen Mann mit Frau und Kind. Sie redete offen darüber, wie verrückt sie nach ihm war, versuchte aber zu vertuschen, dass sie ein Verhältnis mit ihm hatte. Einmal zeigte sie mir ein Bild von ihm in einer Firmenbroschüre: groß, breite Schultern, weißes Oberhemd, blaue Krawatte und ein derart langweiliges, durchschnittliches Gesicht, dass es auch aus Plastik hätte sein können. Reva stand auf ältere Männer, genau wie ich. Männer in unserem Alter waren ihr zu peinlich, zu uncool, zu bedürftig. Ich verstand, warum sie von solchen Männern angewidert war, auch wenn mir noch nie so einer begegnet war. Alle Männer, mit denen ich bisher zusammen gewesen war, egal ob alt oder jung, waren distanziert und unfreundlich gewesen.

»Du bist kalt wie ein Fisch, deswegen«, klärte mich Reva auf. »Gleich und gleich gesellt sich gern.«

Reva war als Freundin peinlich, uncool und bedürftig und neigte obendrein zu geheimniskrämerischem und be-

vormundendem Verhalten. Sie konnte einfach nicht verstehen, warum ich nur schlafen wollte, oder sie weigerte sich, es zu verstehen, rieb mir ständig ihre hohen moralischen Ansprüche unter die Nase und erzählte mir, ich müsse mich den Konsequenzen meiner schlechten Angewohnheiten früher oder später »verdammst noch mal stellen«. In dem Sommer, in dem mein Dauerschlaf anfang, warf Reva mir vor, ich würde »meinen Bikini-Body verschwenden«. »Rauchen kann *tödlich* sein.« »Du musst mehr unter die Leute gehen.« »Nimmst du auch genug Eiweiß zu dir?« Und so weiter.

»Ich bin kein Baby, Reva.«

»Ich mache mir doch nur Sorgen um dich. Weil du mir wichtig bist. Weil ich dich *lieb* habe«, antwortete sie dann immer.

Seit Beginn unserer Freundschaft im dritten Studienjahr hatte Reva sich im nüchternen Zustand noch nie auch nur ansatzweise zu irgendwelchen unkoscheren Gelüsten bekannt. Aber ein Engelchen war sie auch nicht gerade. »Die hat es faustdick hinter den Ohren«, hätte meine Mutter dazu gesagt. Ich wusste seit Jahren, dass Reva an Bulimie litt. Ich wusste, dass sie sich mit einem elektrischen Nackenmassagegerät befriedigte, weil sie sich zu sehr schämte, im Sexshop einen richtigen Vibrator zu kaufen. Ich wusste, dass sie wegen des Studiums bis über beide Ohren verschuldet war und seitdem zahlreiche Kreditkarten bis zum Limit ausgereizt hatte. In der Körperpflegeabteilung des Bioladens bei ihrer Wohnung an der Upper West Side klaute sie die Tester. Ich hatte schon mehrere entspre-

chende Aufkleber in der riesigen Kosmetiktasche gesichtet, die sie immer mit sich herumschleppte. Sie war Sklavin von Äußerlichkeiten und Statussymbolen, was in Manhattan natürlich nichts Ungewöhnliches war. Trotzdem regte mich ihre verzweifelnde Gier nach Anerkennung auf, und es fiel mir schwer, Respekt vor ihr zu haben. Sie war besessen davon, die richtigen Marken zu tragen, dazuzugehören, nicht aufzufallen. Sie fuhr regelmäßig runter nach Chinatown, um sich die neuesten gefälschten Designerhandtaschen zu besorgen. Zu Weihnachten hatte sie mir mal ein Dooney-&-Bourke-Portemonnaie geschenkt. Ein andermal kaufte sie nachgemachte Coach-Schlüsselanhänger im Partnerlook für uns beide.

Ironischerweise wirkte ihr penetrantes Verlangen nach einer stilvollen Erscheinung eher peinlich. »Antrainierte Anmut ist keine Anmut«, versuchte ich ihr einmal zu erklären. »Eleganz ist keine Frisur. Entweder hat man Stil, oder man hat ihn eben nicht. Je krampfhafter du versuchst, schick und cool zu sein, desto peinlicher wird es.« Nichts verstörte Reva mehr als selbstverständliche, mühelose Schönheit, so wie ich sie besaß. Als wir uns irgendwann mal *Before Sunrise* auf Video anschauten, sagte sie: »Wusstest du, dass Julie Delpy Feministin ist? Vielleicht nimmt sie deswegen nicht mal ein bisschen ab. Wenn sie Amerikanerin wäre, hätte sie die Rolle niemals gekriegt. Siehst du, wie schwabbelig ihre Arme sind? Mit Schwabbelarmen kommst du bei uns nirgendwohin. Schwabbelarme sind ein echtes K.o.-Kriterium. Schwabbelarme sind wie der SAT-Test. Unter 1400 existierst du noch nicht mal.«

»Freust du dich, dass Julie Delpy Schwabbelarme hat?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie, nachdem sie gründlich darüber nachgedacht hatte. »Freude würde ich es nicht nennen. Aber es befriedigt mich.«

Neid und Eifersucht versuchte Reva nicht vor mir zu verstecken. Seit wir uns angefreundet hatten, jaulte sie jedes Mal »Nicht fair!«, wenn ich ihr von etwas Gutem erzählte, das mir passiert war. Das machte sie so oft, dass es zur stehenden Redewendung zwischen uns wurde, einem Witz, den sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit ausdrucksloser Stimme zum Besten gab. Es wurde zur automatischen Reaktion auf meine gute Note, meinen neuen Lippenstift, das letzte Wassereis, meinen teuren Haarschnitt. »Nicht fair.« Ich machte ein Kreuz mit den Fingern und streckte es ihr entgegen, als wollte ich mich vor ihrer Missgunst schützen. Einmal fragte ich sie, ob ihr Neid vielleicht daher rührte, dass sie Jüdin war und glaubte, als WASP hätte ich es im Leben leichter.

»Das hat nichts damit zu tun, dass ich Jüdin bin«, antwortete sie, das weiß ich noch genau. Es war zu der Zeit, als wir unseren Uniabschluss machten. Ich war unter den Jahrgangsbesten, obwohl ich im vierten Jahr nur etwa bei der Hälfte meiner Seminarstunden anwesend war; Reva hingegen hatte den GRE komplett versiebt. »Das liegt daran, dass ich so *fett* bin.« Dabei war sie überhaupt nicht fett. Sie sah sogar sehr gut aus.

»Ich wünschte bloß, du würdest besser auf dich aufpassen«, sagte sie bei einem ihrer Besuche, als ich im halb

wachen Zustand war. »Ich kann mich nicht ständig um dich kümmern. Was findest du bloß an Whoopi Goldberg? Sie ist noch nicht mal witzig. Du musst dir Filme angucken, die dich aufheitern. *Austin Powers* zum Beispiel. Oder den mit Julia Roberts und Hugh Grant. Du benimmst dich auf einmal wie Winona Ryder in *Durchgeknallt*. Aber aussehen tust du mehr wie Angelina Jolie. Die ist auch blond in dem Film.«

So brachte sie ihre Sorge um mein Wohlergehen zum Ausdruck. Außerdem missfiel ihr, dass ich »auf Drogen« war.

»Wenn man so viele Medikamente nimmt, sollte man nicht trinken«, sagte sie und machte den Wein leer. Ich überließ Reva die ganze Flasche. An der Uni hatte sie ihre Kneipentouren »Therapiesitzungen« genannt. Einen Whiskey Sour konnte sie sich mit einem einzigen Schluck hinter die Binde kippen, zwischen den Cocktails warf sie Advil ein. Dann vertrüge sie mehr, erklärte sie mir. Wahrscheinlich könnte man sie als Alkoholikerin bezeichnen. Aber was mich betraf, hatte sie recht: Ich war tatsächlich »auf Drogen«. Ich schluckte mindestens ein Dutzend Tabletten am Tag. Aber ich hatte das Gefühl, es verlief in geordneten Bahnen. Alles war voll korrekt. Ich wollte einfach nur schlafen, sonst nichts. Ich hatte einen Plan.